



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H. Heine und G. Sand.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

H. Heine und G. Sand.

Vermischte Schriften von Heinrich Heine. 3 Bände. Hamburg,
Hoffmann und Campe. —

George Sand. Histoire de ma vie. Tom 1. partie 1. Leipzig, Schnée. —

Es ist charakteristisch, daß die beiden Schriftsteller, welche ungefähr für die nämliche Periode der deutschen und französischen Literatur eine ungewöhnliche Bedeutung in Anspruch nehmen dürfen, im gegenwärtigen Augenblick darauf denken, das Publicum, welches sie bisher durch freie Schöpfungen erfreut, mit ihren eignen Erinnerungen zu unterhalten. Man fühlt sich in der Stimmung, von seinem Leben Rechenschaft zu geben, sobald man merkt, daß es mit der eignen Production zur Reize geht; und das konnte man in der That schon seit einiger Zeit bei beiden Schriftstellern finden. Wir geben zwar nicht die Hoffnung auf, im einzelnen noch manche glückliche Leistung von ihnen zu erleben, die uns an die alte Zeit erinnert, aber daß sie noch einmal bedeutend in die Literatur eingreifen sollten, läßt sich nicht erwarten. Für eine bestimmte Entwicklungsperiode der Cultur füllen sie einen ansehnlichen Platz aus, aber diese Entwicklungsperiode ist jetzt vorüber, und man möge es uns nicht verargen, wenn wir „Gott sei Dank“ dazu sagen.

Selbstbiographien sind unzweifelhaft für die Auffassung historischer Zustände und auch für die Kenntniß des menschlichen Herzens höchst belehrend, wenn sie mit Hingebung und Gewissenhaftigkeit geschrieben werden. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß für ein fein empfindendes Gemüth mit dieser Thätigkeit immer etwas Unbequemes verknüpft ist; besonders wenn man dem Publicum nicht bedeutende Erlebnisse mitzuthellen hat, wo man sich selbst gewissermaßen über den Thatsachen vergessen kann, sondern nur die Geschichte des eignen Herzens und der eignen Bildung, von denen ohnehin der Schriftsteller in seinen Werken dem Publicum das Beste vorgelegt haben muß. Diese Unbequemlichkeit verdoppelt sich bei einer Frau, die gewiß Anstand nehmen wird, die

zartesten Geheimnisse ihrer innern Geschichte der Oeffentlichkeit preiszugeben, während doch gerade in dem, was sie aus Zartgefühl verschweigen muß, für das Publicum das größte Interesse liegen würde.

George Sand verspricht in der Einleitung zu ihren Memoiren, ihre Lebensgeschichte mit vollkommener Treue und Wahrheit zu schildern: auf der andern Seite aber erklärt sie, die Freunde des Skandals würden an dieser Lectüre kein Vergnügen finden, denn davon wolle sie nichts mittheilen. So erklärt sie gleich zur Abwendung aller Mißverständnisse, daß sie keineswegs gesonnen sei, das Publicum mit ihrem Scheidungsproceß, der ihr eigentlich die literarische Laufbahn eröffnet hat, zu unterhalten. Sie bemerkt nur, daß ihre bisherigen Biographen die Sache gar zu nachtheilig für ihren Mann dargestellt hätten, und daß Unvereinbarkeit der Charaktere der einzige Grund jener Scheidung gewesen sei. Wir finden diese Discretion im höchsten Grade lobenswerth und haben es auch von George Sand nicht anders erwartet, da wir trotz des bedenklichen Stoffs, den sie in der Regel behandelt, bei ihr stets eine große Feinheit und Noblesse des Gemüths wahrgenommen haben. Aber wir müssen offen gestehen, daß wir sehr neugierig darauf sind, was sie uns eigentlich erzählen wird; denn auf ihre Verhältnisse zu Sandeau, Chopin, Alfred de Musset u. s. w. ausführlich einzugehen, wird sie wahrscheinlich ebenso Anstand nehmen, wie in Beziehung auf das Verhältniß zu ihrem Mann. Wenn sie uns aber bloß die Geschichte ihrer Empfindungen mit völliger Abstraction von dem Gegenstand geben will, so fürchten wir, daß daraus nur eine zweite Auflage ihrer Romane hervorgehen wird; denn bei ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit hat sie wol für jedes Bildungsmoment und für jede Seite der Empfindung, die sie einmal mächtiger erregt hat, einen Platz in ihren Werken gefunden; und dergleichen lieben wir doch immer mehr aus der ersten Hand.

Wie dem auch sei, das Buch ist wieder sehr schön geschrieben und für die erste Zeit ihres Lebens, wo sie mehr Eindrücke als Erlebnisse zu berichten hat, und wo sie die ersteren noch nicht zu poetischen Werken verwerthet hat, wird sich auch wol kein Anstoß finden. Die vorliegende erste Lieferung beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Leben ihrer Großmutter, die mit den bedeutendsten Männern der Zeit, namentlich mit Rousseau, in engen Beziehungen stand und deren Erinnerungen uns über viele einzelne Umstände aus der Vorgeschichte der Revolution nähere Aufklärungen geben. Wir werden bei der Fortsetzung des Werks, das gewiß viele interessante Seiten darbieten wird, näher darauf eingehen. Auch eine Charakteristik der Dichterin, die unser Pariser Correspondent eingesandt hat, werden wir mittheilen, obgleich wir bereits in früherer Zeit von unsrem Standpunkt eine literarhistorische Darstellung versucht haben; da eine Erscheinung wie George Sand wol Interesse genug darbietet, um von verschiedenen Seiten beleuchtet zu werden.

Heinrich Heine, der nur vier bis fünf Jahr älter ist als George Sand, hat auf die Entwicklung der deutschen Literatur einen ebenso bedeutenden Einfluß ausgeübt, als George Sand auf die der französischen, wenn auch in einem beinahe entgegengesetzten Sinn. Denn die Verwandtschaft der Stoffe, die beide mit besonderer Vorliebe behandeln, darf uns über den vollständigen Gegensatz ihrer Natur nicht täuschen. Das Interesse für die moderne Auffassung der Liebe und Ehe, die Anläufe zu einer neuen Religion und was sie sonst miteinander gemein haben, lag in der Entwicklung der Zeit überhaupt. Und wenn man auch ihr Talent in gewissen Beziehungen miteinander vergleichen kann, da beide eine außerordentlich plastische Kraft haben, und dabei neben der ausgesprochensten Neigung zu Extravaganzen des Gefühls und des Witzes einen ganz gesunden Menschenverstand, der ihnen überall zugebote steht, wo sie ihm nicht absichtlich Trotz bieten, so ist doch die Grundstimmung ihres Gemüths eine wesentlich verschiedene. George Sand ist ihrer innersten Natur nach eine Gläubige, eine Enthusiastin, eine Schwärmerin. Wenn der Gegenstand ihres Glaubens ein anderer ist als bei den schönen Seelen der früheren Jahrhunderte, so liegt das in der veränderten Richtung der Zeit; und wenn sie sich in manchem ihrer früheren Werke, namentlich in der *Relia*, zuweilen zu atrocitäten des Zweifels hat hinreißen lassen, die ans Triviale streifen, so lag der Grund davon lediglich in der Ueberschwenglichkeit ihrer Sehnsucht nach einem Glauben, der ihrem Herzen Ruhe verschaffen sollte. Nicht jede Lästerung ist das Zeichen eines ruchlosen Gemüths, sie entspringt zuweilen aus einem unreifen, aber kraftvollen Idealismus, der sein Maß überschritten hat, und daher in der göttlichen Weltordnung nur Widersprüche gegen das zu sehen glaubt, was ihm selbst als das Heiligste erscheint.

Ganz anders ist es bei Heine. Der Grundzug seines Geistes ist Trivialität, und wenn er dabei einen lebhaft erreglichen Sinn für alles Große und Schöne in sich trägt, wenn er Augenblicke hat, die an Glauben und Entzücken streifen, so vernichtet er doch sogleich wieder jene schönen Momente durch die romantische Ironie, die das kaum Geschaffene in seine Atome wieder auflöst. Heine glaubt und liebt nur, um seinen eignen Glauben und seine eigne Liebe frevelhaft zu verspotten. So reich und mannigfaltig belebt der Schein ist, den die gegenständliche Welt ihm entgegenstrahlt, so hat diese Welt doch keinen Kern, weil sein eignes Gemüth ohne Kern ist; und darum stellt jener verführerische Schimmer nur das Phosphoresciren der Fäulniß dar. Er hat reizende Göttergestalten ins Leben gerufen, aber diese haben sich stets unter seinen Händen in Gespenster, Unholde und Teufelslarven verwandelt, wie er es selbst in einem seiner Jugendgedichte „die Götterdämmerung“ treffend geschildert hat.

Ein frivoles Gemüth wird ebensowenig zu einer innern Lebensentwicklung führen als ein schwärmerisches, ja es wird trotz aller anscheinenden Sprünge

und Metamorphosen in seinem wahren Lebensinhalt noch einförmiger sein. Die Schwärmerei kann sich wenigstens in ihren Gegenstand immer gründlicher vertiefen, sie kann sich stärken, befestigen; sie kann sich durch Humanität und Nachdenken verklären; der Frivolität dagegen fehlt der feste Boden, von dem aus sie vorwärts schreiten kann. Man treibt mit jenem Ausdruck einen großen Mißbrauch. So wird z. B. Voltaire von aller Welt für frivol gehalten, weil er gegen Dinge, die den meisten Menschen als heilig gelten, einen argen und allerdings ziemlich freveln Spott ausgeübt hat; aber bei alledem hatte er einen festen Grund des Glaubens, der zwar sehr enge war, auf dem er aber vollkommen feststand; und selbst in seinem Spott, wenn man von den Regungen seiner Eitelkeit absteht, war ein positiver Inhalt, ja eine kräftige und gläubige Leidenschaft gegen das, was er für schlecht hielt. Seines Gemüths dagegen ist an nichts gefesselt; er ist in seinem Spott ebenso inconsequent, wie in seiner Liebe, consequent nur in Aeußerlichkeiten, nur in Beziehung auf Personen, die ihn persönlich verletzt haben, wie Menzel, Maßmann, Gassein u. s. w.

Eine eigentliche Lebensentwicklung dürfen wir also von seinen Memoiren nicht erwarten, wol aber sehr viel anziehende und frappirende Einzelheiten. Denn das ist der große Hauptvortrag eines ausgesprochenen Talents, man kann es tabeln, verdammen, aber man muß Notiz von ihm nehmen: und so ist es auch mit den vorliegenden Bänden. Wir haben, wenn wir ehrlich sein wollen, nichts oder fast nichts darin gefunden, was wir billigen könnten, aber wir haben alles mit einem gewissen Behagen gelesen, und wir glauben, daß es aller Welt so gehen wird.

Seine theilt uns dies Mal noch nicht seine wirklichen Memoiren mit, sondern nur Fragmente daraus. Aber wir glauben, daß er es überhaupt nicht zu einem Ganzen bringen wird, da bei aller Elasticität seines Geistes doch zu wenig Energie in ihm ist, um einen Stoff bis zur vollständigen Vollendung zu beherrschen.

Der erste Band enthält die Geständnisse, neue Gedichte (90 Seiten), die Götter im Exil nebst einem neuen Zusatz, die Göttin Diana, und biographische Notizen über einen in Paris gestorbenen Freund, Ludwig Markus. Die beiden folgenden Bände enthalten die Pariser Correspondenzen der allgemeinen Zeitung aus den Jahren 1840 bis 42, mit Ergänzung der Censurlücken und retrospectiven Nachträgen über sein Verhältniß zur Redaction und über seine politische Stellung im allgemeinen.

Die Geständnisse und die Götter im Exil haben wir bereits nach der französischen Ausgabe in der *Revue des deux mondes* besprochen. Die Geständnisse sind etwas erweitert, aber wir haben in den Zusätzen nichts Wesentliches gefunden. Von welcher Art übrigens zum Theil diese Geständnisse sind, davon müssen wir doch eine Probe geben, obgleich mit einigem Bedenken. Das

Publicum muß sich doch davon überzeugen, daß Heine, von dessen Befehrung man soviel Wesens macht, noch ganz der alte Heine aus den Reisebildern ist.

„Ich war ein abstracter Denker, und ich nahm die Synthese der Hegelschen Doctrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirt, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. Dieser thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmuth und Selbstaufopferung, daß ich dadurch die brillantesten Thaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verdunkelte. War ich doch selbst jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugniß. Ich war die Ursittlichkeit, ich war unsündbar, ich war die incarnirte Reinheit; die anrührigsten Magdalenen wurden purificirt durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und erröthend wie kuschle Rosen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen sie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Diese Restaurationen beschädigter Magdalthümer, ich gestehe es, erschöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab ohne zu feilschen, und unerschöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit.“

Uns über diese Stelle näher auszulassen, dazu fehlen uns, offen gestanden, die Worte. Wir fügen nur die Bemerkung hinzu, daß sie noch nicht die ärgste ist. Zuletzt kommt er auf den lieben Gott zu sprechen, zu dem er sich wieder befehrt habe, und nennt ihn seinen Kollegen, den großen Aristophanes des Himmels, der aber in seinen Späßen ziemlich einförmig sei und namentlich durch die lange Krankheit des Dichters an sich selbst ein Plagiat begangen habe.

Der Nachtrag zu den Göttern im Cril ist im Sinne des Tanzpoëms Faust geschrieben; ob Lumley wirklich bei ihm ein Ballett bestellt hat, oder ob diese Bestellung nur eine Fiction ist, um eine neue Caprice einzuleiten, wissen wir nicht. Die beständige Selbstironie würde für ein wirkliches Ballet nicht passen, aber ob die Priester der höheren Tanzkunst nicht dennoch diese Winke benutzen könnten, um in ihre Erfindungen und Arrangements, die meistens an dem Uebelstand allzugroßen Blödsinns leiden, wenigstens einige Abwechslung zu bringen, das wollen wir dahingestellt sein lassen. — Die kleine Abhandlung über Markus hat einen sehr unangenehmen Ton, wenn man bedenkt, daß es sich um einen unglücklich verstorbenen Freund handelt; aber sie enthält einige treffende Bemerkungen über die Judenemancipation.

Die Gedichte sind im Ton und Stil des Romanzeros, die alten süßen Töne aus dem Buch der Lieder sind vollständig verloren gegangen; sie bewegen sich nur in häßlichen, abscheulichen Vorstellungen und werden von einer krampfhaften Todesfurcht unheimlich angehaucht. Wer wollte den Dichter nicht bemitleiden, den ein widerwärtiges Schicksal solange ans Krankenlager fesselt, aber nicht bloß der echte Dichter, sondern auch der gewöhnliche Mensch, der einen wirklichen Inhalt hat, würde nicht so ganz von diesen abscheulichen Vor-

stellungen befangen werden; er würde dem Ueberwiegen der Materie durch geistige Kraft vorbeugen. Wenigstens Poesie sind diese Stoßseufzer nicht, z. B.:

„O Herr! ich glaub', es wär das Beste,
Du ließest mich in dieser Welt;
Heil' nur zuvor mein Leibgebreste,
Und Sorge auch für etwas Geld.“

Ich weiß, es ist voll Sünd und Laster
Die Welt; jedoch ich bin einmal
Gewöhnt, auf diesem Erdschupflaster
Zu schlendern durch das Jammerthal.

Geniren wird das Weltgetreibe
Mich nie; denn selten geh' ich aus;
In Schlafrock und Pantoffeln bleibe
Ich gern bei meiner Frau zu Haus.“

Aber wenn ihn einmal der Kobold des tollen Humors erfaßt, dann erkennen wir auch hier den alten Heine wieder, und verzeihen ihm gern seine Scheltworte, Lästerungen und Cynismen, wegen seiner treffenden und durchgreifenden Einfälle. So z. B. die Himmelfahrt, die Launen der Verliebten, Erinnerungen aus Krähwinkels Schreckenstagen u. s. w.

„Ihr Deutschen seid ein großes Volk,
So simpel und doch so begabet!
Man sieht euch wahrhaftig nicht an,
Daß ihr das Pulver erfunden habet.“

Die neuen französischen Zustände werden durch eine Dedication an den Fürsten von Pückler-Muskau eingeleitet, den Heine als einen Geistesverwandten begrüßt, und mit Recht. Denn trotz ihrer verschiedenen Stellung in der Gesellschaft war ihre Bildung eine sehr homogene und sie sind beide als die Väter der jungdeutschen Literatur zu betrachten. — Was die Correspondenzen selbst betrifft, so sind sie insofern ein sehr interessanter Beitrag zur Geschichte unsrer Literatur, als sie uns die Art und Weise versinnlichen, wie die allgemeine Zeitung auf die politische Bildung ihres Publicums einzuwirken bemüht gewesen ist. Daß dieses Blatt bei seinen außerordentlichen Mitteln und seiner Verbreitung über die ganze Welt auch in der Form jene Eleganz und Zierlichkeit anstrebt, die einem gebildeten und zum Theil vornehmen Publicum die politischen Neuigkeiten annehmbar macht, finden wir ganz in der Ordnung: aber sie geht in diesem Streben ohne Zweifel zu weit. Denn Heine ist nicht der einzige ihrer Correspondenten, dem es vor allem auf den Stil ankommt, und dann erst auf den Inhalt, soweit derselbe für das abstracte Stilbedürfnis nicht völlig zu umgehen ist, sondern ein großer Theil ihrer Mitarbeiter — und wir glauben kaum zu weit zu gehen, wenn wir behaupten, daß ihre Arbeiten

die Hälfte der ganzen Zeitung ausfüllen — ist mit geringerem Geschick, aber mit gleichem Eifer in die Fußstapfen des Dichters getreten. Freilich ist die Zeitung dann in der Regel so unparteiisch, auch die schlimmen Dinge, die man von ihren Mitarbeitern sagen kann, in ihre Spalten aufzunehmen, wenn diese nur gleichfalls in elegantem Stil geschrieben sind; und sie hat dieses Recht der Unparteilichkeit auch gegen Heine in einem reichen Maße ausgeübt: ja in einem Maße, das in dem Verhältniß einer Zeitung zu ihren Mitarbeitern fast über den guten Geschmack hinausgeht. Aber wir zweifeln, ob durch eine solche nachträgliche Unparteilichkeit die Sache wieder gut gemacht wird. Eine Zeitung hat zwar zunächst die Aufgabe, die Thatfachen so ausführlich und so correct als möglich mitzutheilen, aber daneben doch wol auch entschieden die zweite nicht minder wichtige, ihr Publicum zu festen politischen Principien anzuleiten. Wir wollen nicht so engherzig sein, von einer weitverbreiteten Zeitung die Haltung eines politischen Parteiblatts zu verlangen, aber wenigstens muß sie alles vermeiden, was zu ihrer leitenden Tendenz in einem gar zu argen Contrast steht. Nun steckt die Zeitung stets die Fahne der deutschen Nationalität auf, wenn auch in andrem Sinne als wir, wozu sie vollkommen das Recht hat, und wogegen wir nicht das geringste einzuwenden haben. Aber wie man auch die deutsche Nationalität auffassen mag, das jungdeutsche Feuilleton, was sie durch alle ihre Spalten hinzieht, stimmt dazu auf keine Weise. — Heines Correspondenzen zeichnen sich in der That durch stilistische Eleganz und durch überraschende Einfälle aus. So schreibt sich z. B. die Bezeichnung Napoleon des Friedens, die eine Zeitlang auf Ludwig Philipp angewandt wurde, aus diesen Correspondenzen her; aber von politischer Einsicht, von politischer Gesinnung und Ueberzeugung ist bei ihm durchaus keine Rede. Er setzt seiner augenblicklichen Laune und Stimmung nicht den geringsten Widerstand entgegen. Heine selbst ist stets der Mittelpunkt seiner Gedanken; und daher lebte er lange Zeit in dem krankhaften Wahn, alle Welt mache sich über seine politische Consequenz, über seine Ehrlichkeit u. s. w. Gedanken, und es käme dem Publicum vor allen Dingen darauf an, nicht ob es zwischen England und Frankreich zum Krieg kommen werde, sondern ob Heine von Ludwig Philipp erkaufte sei oder nicht. Er hat daher seine Correspondenzen durch eine Reihe von Nachträgen erweitert, worin er die Unhaltbarkeit dieses Verdachts nachzuweisen sucht: nach unsrer Ansicht sehr überflüssig, denn wenn Ludwig Philipp bei der Pension, die er dem deutschen Dichter ertheilte, wirklich die Absicht gehabt hat, ihn zum Reden oder Schweigen zu bringen, so ist er ein leichtsinniger Verschwender gewesen. Ueberhaupt macht sich Heine von seinem Einfluß ganz falsche Vorstellungen. Jedermann liest seine Späße mit Behagen, freut sich an seinen Wizen, auch wenn sie grob sind, und für diejenigen, die es trifft, mag es unbequem genug sein; grade wie wenn man

das Unglück hat, ein Stichblatt des Kladderadatsch zu werden. Aber über diesen momentanen Genuß hinaus erstreckt sich sein Einfluß nicht. Wenn er wirklich glaubt, durch die Kraft seines Genius sich schwer versündigt, den Ruf von Personen und Ideen untergraben und mit jenem mystischen Beil des Nachrichters, das er so schwärmerisch besingt, Sterbliche und Unsterbliche getödtet zu haben, so möge er in Frieden zum Himmel eingehen. Diese Sünde liegt nur in seiner Einbildung.

Abgesehen von diesen politischen Causerien sind die Correspondenzen von vielfältigen philosophischen und artistischen Notizen durchflochten. Sehr interessant ist der Nachtrag über George Sand und Victor Hugo Band 2. S. 39 u. f. w. Sehr ergötzlich sind auch die Notizen über Spontini und Meyerbeer, und es wird ihrer komischen Wirkung gar nichts schaden, wenn sie auch zum größern Theil erfunden sind, was wir allerdings glauben. Amüßren wird sich überhaupt auch heute noch jedermann an diesen Correspondenzen, obgleich die Gegenstände längst in Vergessenheit gerathen sind. Etwas Bleibendes daraus zu gewinnen, wird man auch hier nicht erwarten. So liebt ers z. B. über Musik zu sprechen und sagt einmal von Beethoven: „er treibt die spiritualistische Kunst bis zu jener tönenden Agonie der Erscheinungswelt, bis zu jener Vernichtung der Natur, die mich mit einem Grauen erfüllt, das ich nicht verhehlen mag, obgleich meine Freunde darüber den Kopf schütteln;“ — ferner von Berlioz: „selbst die trägsten Gemüther werden fortgerissen von der Gewalt seines Genius; hier ist ein Flügelschlag, der keinen gewöhnlichen Sangesvogel verräth, das ist eine kolossale Nachtigall, ein Sprosser von Adlersgröße u. f. w.“ — es ist aber bekannt, daß Heine die Musikstücke nur nach dem Concertzettel unterscheidet.

Wie dem auch sei, das Talent soll man anerkennen, auch wenn man es tadeln muß, und die zahllose Menge, die Heine unterhält und belustigt, wird ihm viele seiner Sünden vergeben.

Aus Niedersachsen.

Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten Ditmarscher Mundart von Claus Groth. Dritte sehr vermehrte und verbesserte Auflage, mit einem Glossar nebst Einleitung von Prof. Fr. Müllenhoff. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke, 1854. —

Ein Buch, das in sehr kurzer Zeit drei Auflagen erlebte, von Jakob Grimm im Vorworte des Wörterbuchs als Beweis angeführt wird, daß die niederdeutsche Sprache auch in der Literatur sich ihre Lebenskraft bewahrt hat,